

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 345.

Montag, 28. Dezember.

1931.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag stand die Familie Perkunius an der Landungsbrücke, an der die Dampfer, von Stettin übers Haff kommend, anlegten, um Frau Helmboldt zu begrüßen und nach dem Hotel zu geleiten. Ella war sichtlich erregt. Der Vater tat, als merkte er nichts, und die Mutter sah ihre Tochter recht oft von der Seite an. Sie hatte vorhin noch recht große Worte gebraucht. Von „Präsentierbrett“ gesprochen, auf dem sie Frau Helmboldt entgegengebracht werden sollte, „vom Recht der Jugend“, „Wahlverwandtschaft“, „Herrin ihrer Entschlüsse“, und daß ein Mann doch unmöglich einen sonderlichen Eindruck auf sie machen könne, der seine Mutter vorfühde. Natürlich war Ella eines besseren belehrt worden. So lägen die Dinge durchaus nicht. Vorläufig handele es sich doch nur um eine lose Fühlungnahme. Man wolle doch erst einmal gegenseitig — auf das Wort sei der größte Wert zu legen — feststellen, ob überhaupt eine Verbindung zwischen den beiden Familien im Bereiche der Möglichkeit läge. Und solche „Einfühlung“ sei sehr vernünftig, verhindere spätere Enttäuschungen, man könne, ohne sonderliche Gemütsregung, sich wieder trennen, wenn man merke, man passe nicht zusammen. Wenn alle Ehen unter solchen „Sicherungen“ geschlossen würden, wären Scheidungen bald Seltenheiten, die in unseren Zeitläuften ja in geradezu grauenerregender Weise zunehmen. Jemandem Drud der Eltern auf die Tochter auszuüben, einen ungeliebten Mann zu heiraten, davon könne natürlich gar keine Rede sein. Aber von ihr verlange man andererseits, daß sie dieser „Begegnung“ nicht mit einem Vorurteil gegenüberträte. Man kenne sich gut aus Berlin, vom Vaterländischen Frauenverein, und sie empfinde es als taktvoll, daß Frau Helmboldt nicht gleich ihren Sohn mitbringe. Diese Ansicht sei auch die des Vaters, eines Mannes, auf den sie allzeit stolz sein könne, dessen Ehebegriffe ganz unantastbar wären. Und da der einverstanden sei, habe sie sich als Tochter unbedingt zu fügen und vorläufig die Angelegenheit ganz leidenschaftslos zu betrachten.

Ein bißchen gemault hatte Ella, sich vorgenommen, deshalb keine Segel- oder Tennispattie mit der Jugend hier weniger zu unternehmen. Und erst einmal abzuwarten, ob Frau Helmboldt die „Angelegenheit“ auch wirklich „taktvoll“ behandle.

Und das geschah. Sie hatte nicht den geringsten Grund, sich zu beklagen. Frau Helmboldt war eine kluge Frau, die sichtlich den Hauptwert darauf legte, gute Freundschaft mit den Eltern zu halten. Die auf der Landungsbrücke stand und winkte, wenn sie mit jungen Leuten eine Segelpattie unternahm, beim Tennis das Spiel aufmerksam verfolgte, sehr liebenswürdig zu den jungen Herren war, die mit ihr segelten oder spielten. Man war sich in diesem Kreise vollkommen einig: Die Frau Fabrikbesitzer Helmboldt ist eine ganz famose Dame!

Standen aber die beiden Strandkörbe, etwas abseits von den übrigen, sich gegenüber, lag der Herr Hofrat irgendwo im Sande, war Ella bei einem harmlosen Flirt oder noch im Bad, dann schmiedete Frau Helm-

boldt vorsichtig ihr Eisen und fand bei Frau Perkunius volles Verständnis.

„Wirklich sehr quicklebendig, die liebe Ella! Gar nicht angekränkt! Sie wächst mir täglich fester an's Herz. Natürlich ein bißchen Überschwang ist in ihr. Das Vorrecht der Jugend! Es war auch in uns — Gott sei Dank! Und wenn dann ein so veranlagtes Mädchen eine Ehe schließt auf gesicherter Grundlage, fällt sie auch zum Guten aus. . . . Lange kann ich leider nicht in Zinnowitz bleiben, jeden Tag erwarte ich Nachricht von meinem Sohn, daß er von der Jagd zurückkommt! Und da, wie ich Ihnen schon sagte, unser tüchtiger, erster Prokurist gestorben ist, lastet jetzt die ganze Verantwortung allein auf Luß' Schultern. Er ist ja gut eingearbeitet, immerhin benötigt er dann ein gemütlisches Heim, er ist, dafür bin ich dem Schicksal ganz besonders dankbar, ein sehr solider Mensch!“

Die rundliche Frau Perkunius nickte zustimmend.

„Diesen Eindruck hat Ihr Luß sofort auf mich gemacht! Auch mein Mann, dieser Menschenkenner, wäre's nicht, hätte man ihm nicht einen solchen verantwortungsvollen Posten anvertraut, ist vollkommen der gleichen Meinung wie ich, liebe Frau Helmboldt! Und natürlich würden wir uns sehr freuen, der gesellschaftliche Verkehr zwischen unsern Familien würde recht regeln! Wir können ja ganz offen sprechen, das verpflichtet Ihren Sohn wie unsere Tochter ja letzten Endes. zu nichts!“

Nun nickte Frau Helmboldt. Beteuerte:

„Zu nichts. Zu gar nichts! Aber stille Hoffnung dürfen wir wohl im Busen tragen?“

Die Hand streckte Frau Perkunius aus. Sie wurde herzlich erfaßt. Die beiden Mütter sahen sich mit feuchten Augen an. . . .

Zwei Tage später fuhr Frau Helmboldt wieder nach Berlin. Die gesamte Familie Perkunius hatte sie zum Haffdampfer begleitet. Ella hat zum Abschied mit einer anmutigen Verbeugung der gnädigen Frau einen Rosenstrauch überreicht. Dafür wurde sie in die Arme genommen und gerührt auf beide Wangen geküßt. . . .

Nachdem man gewinkt, bis der Dampfer sich ein paar hundert Meter weit entfernt, hatte sich Ella auf den Absätzen umgedreht, hellauf gelacht und gesagt:

„So, die Episode ist ja glücklicher verlaufen als ich mir vorgestellt hatte!“

Auf dem Heimweg mußte sich Kamilla Merun fest auf den Arm ihrer Kusine stützen. In der Diele sank sie auf einen Lederstuhl, starrte vor sich hin. Die Baroness lehnte an der Wand und schweig. Dämmerung herrschte in dem hohen, großen Raum. Die Gesichtszüge ließen sich nicht mehr erkennen.

„Wir hätten umkehren sollen, als wir den Wagen vor der Postagentur stehen sahen!“

„Nein, Theres! . . . Das Wiedersehen mußte einmal stattfinden, nachdem er Meggelbronn gekauft. Es war besser so, es geschah an einem öffentlichen Orte!“

„Herr Helmboldt hat ein sehr langes Gesicht gemacht!“

Ein Ahselzucken.

„Was mir schon an dem liegt! . . . Aber daß er mir meine Ruh net lassen will . . .“

„Du, unschuldig bist de net!“

Auf sprang die Gräfin, ging erregt auf und ab.

„Weißt du die volle Wahrheit? Wie war's denn?“

Onkel Alphons, der letzte, der aus unserer Familie noch Grundbesitz hat, mußte die Gulden an allen Ecken und Enden zusammenkraken, um sich zu halten! Er gab heimlich Hirsche und Gamsen an reichsdeutsche Offiziere gegen Schußgeld ab. Schmunzelte, wenn man sagte, er täte es, um seine Töchter und Nichten unterzubringen. Wenn man nur den wahren Sachverhalt net erfuhr. Im Juli kam der Leutnant Niedenstein von den Husaren hin. Du weißt, ich war da! Ein vermögender Herr — und sein zwingender Blick, gegen den kann man ja net aufbegehren! Ich wenigstens net! Wir verlobten uns heimlich. Kriegsgefahr, er mußte vor der Zeit wieder in seine Garnison zurück, und als der Krieg ausbrach, schrieb er mir, es werde der einzige Brief bleiben bis zum Kriegsende. Fülle er, sei ich in seinem Testament bedacht!“

„Berrückt!“

„Sagt ich damals auch! Glaube schließlich net mehr an seine Liebe. Alfred Merun, der Graf, der Mann alter Kultur, warb um mich, der geschickte Frauenbehandler! Du, ich hab' schlaflose Nächte gehabt! Und dann hat mich der Zorn auf Niedenstein gepackt! Ich bin doch auch ein Mensch von Fleisch und Blut! Und hab' meinen Stolz im Leib! Die wahnsinnigsten Träume haben mich gepeinigt! Net mehr an seine Liebe geglaubt und Alfred Merun geheiratet! Er ist immer gut zu mir gewesen. Und hat sich nach seinem Tode noch sehr ritterlich gegen mich gezeigt . . . Ja, und dann in meiner Einsamkeit! Allerlei hört man doch! Da sind Thes, die in der Hochspannung des Krieges geschlossen worden waren, wieder in Stücke gegangen, oder so ein armes Weibchen sitzt da mit Kindern, der Mann gefallen oder schwerkrank für sein Leben. Gewiß, der Mensch will sich fortpflanzen, er hat Gemüt, er will in der Heimat ein liebendes Herz wissen, das sich nach ihm sehnt! So hab' ich ja selbst gedacht! . . . Und dann hab' ich Niedenstein doch verstehen gelernt! War der Verzicht net vielleicht grad ein Zeichen ganz tiefer Liebe?“

Keine Antwort kam von der Wand. Dicht trat Kamilla Merun an ihre Kusine heran. Legte ihr beide Hände auf die Schultern. Sie zitterten, während sie erregt fortfuhr:

„Um mir nahe zu sein, hat er Meggelbronn gekauft. Nur deshalb! Einen fürchterlichen Schrecken hab' ich bekommen, als ich's erfuhr. Bin froh, daß du hier bist — denn ich hab' Furcht vor ihm!“

Theres Hölzlin lachte ihr ins Gesicht.

„Du wirst ihn heiraten! Friede auf Erden! Und der Merun aus dem Rheingau wird sich freuen, so bald schon in den Besitz der schönen Herrschaft zu kommen!“

„Liebe kann in Haß umschlagen! Sieh dir daraufhin Egbert Niedenstein an. Und dann wird dir das Lachen vergehen!“

„Gott, was soll er dir tun?“

In den Sessel sank Kamilla Merun zusammen und weinte bitterlich.

Da wußte Theres, daß ihrer Kusine die Liebe zu Niedenstein ganz tief im Herzen saß.

An allen Viertischen drei Meilen in der Runde redete man über den Rittmeister Niedenstein. Es war ja schon ein Ereignis, wenn ein größeres Gut verkauft wurde. Und fuhr dann einer bei Tag und bei Nacht — häufiger bei Nacht als bei Tag — mit feurigen Trabern wie ein Beseßener durch das Land und machte dazu ein Gesicht, als wollte er kleine Kinder fressen, dann kam zur Wahrheit schnell die Dichtung hinzu. In Zimmerstode der Trömmers, der abends in der Bahnhofswirtschaft vom Rittmeister Niedenstein erzählte! Jeden Tag eine neue Geschichte und jeden Tag eine tollere.

„Ja, und natürlich hab ich ihn gleich besucht! Hat

mich sofort wieder erkannt, versteht sich! Und dann haben wir vor den Flaschen gesessen, Himmel noch mal! Sein Kutscher hat mich zu Hause abgeliefert wie nen nassen Sack! . . . Aber der Rittmeister nich totzukriegen! War schon draußen so!“ . . .

Egbert Niedenstein hatte absichtlich Trömmers tüchtig unter Alkohol geleht. Wein löst die Zunge. Und dann hatte er aus ihm herausgeholt, was er wissen wollte. Ganz zurückgezogen haue die Gräfin, auch als ihr Mann noch lebte, war der Verkehr nicht arg gewesen. Vor dem Kriege habe der Graf alle Augenblick große Gesellschaft gehabt. Von Zimmerstode, der Bahnstation, seien die Wagen mit Besuch nur so hin und her geflitzt . . . Ja, und von der Frau Gräfin könne kein Mensch etwas Schlechtes reden. Von der gräßlichen Familie käme auch keiner mehr, das könne man verstehen, denn vorläufig sei die Witwe ja alleinige Nutznießerin des Erbes, natürlich habe das die Meruns verschluckt!

Da wußte Niedenstein genug. Und machte sich seinen Reim. Abgeschlossen mit dem Leben die Kamilla? Er konnte sich es nicht recht vorstellen. Selbst wenn sie an dem Grafen eine große Enttäuschung erlitten haben sollte. Er hatte sie geküßt. Wußte, daß unter der kühlen, durch strenge Erziehung geglätteten Oberfläche ein Vulkan tobte. In der Steiermark damals hatte er herausgeföhlt, wie es um sie stand. Gebändigtes, heißes Blut. Kein ernstlicher Freier kam, denn sie war arm. Er aber war unabhängig. Etwas, was sich in Worten nicht ausdrücken ließ, zog ihn zu ihr. Überschwengliche Liebe war es eigentlich nicht gewesen, aber jeden Blick, jede Handbewegung von ihr hatte er verstanden. Zwischen ihnen waren nie viele Worte nötig gewesen. Der feste Glaube war über ihn gekommen: Die Baroness Kamilla Hölzlin ist dein Schicksal! Etwas von einem Schweinehund steckte in jedem Manne. Es kam darauf an, den Schweinehund zum Kuschen zu bringen. Als der Krieg ausbrach, war er nahe daran gewesen, wie viele tausend andere, noch vor dem Ausrücken oder im ersten Urlaub zu heiraten. Mit ganzer Willenskraft hatte er dagegen angekämpft, weil er sich sagte: dann bekommt der Schweinehund über mich Gewalt, bleibt nicht der Mann, der für das Vaterland freudig sein Leben in die Schanze schlägt, muß es sein . . . Also ein scharfer Schnitt, bis wieder Frieden wird! . . . Wer hatte mit einer so langen Kriegsdauer gerechnet? Aber was man geschrieben, hielt man. Zum charakterlosen Burken hatte er doch keine Veranlagung — Gott sei Dank! . . . Und dann in Galizien war es gewesen, mit dem „Edelweiskorps“, dem dritten österreichischen, dem tapferen, in dem die Söhne der Steiermark standen, lag sein Regiment verlaust und verdreht zusammen. Mit Offizieren, die aus Graz stammten, sah er mit seinen Regimentskameraden am schwelenden Feuer zusammen. Ein paar kannten den Baron Alphons Hölzlin und natürlich auch die Baroness Kamilla in Graz.

„Hat sich sehr reich verlobt, Herr Kamerad, mit einem Deutschen, einem Grafen Merun!“

(Fortsetzung folgt.)

An die Güte.

Seelenmutter unsrer Welt,
Öffne alle Türen!
Sieh: uns hat sich Not gesellt,
Laß die Herzen rühren!
Sieh: dir naht mit Bettlerstab
Und voll Kammerschwere
Mancher, der selbst gerne gab;
Fülle seine Leere!

Seelenmutter unsrer Welt,
Gib dem Güterlosen,
Welcher vor dir niederfällt,
Nicht nur ein Almosen!
Jeder, dem dein Herz sich bot,
Fühlt sich plötzlich reicher,
Werde so in harter Not
Unser Hoffnung Speiser!

Artur Silbergleit.

„Der du von dem Himmel bist . . .“

Eine Erzählung aus Franz Liszts Leben.

Von Albert Reitsch (Wien).

Lola Montez saß, von Angst gefoltert, in ihrer Garderobe, Schweiß überliefelte ihre Stirne, bald kalte, bald heiße Schauer überliefelten sie, aus irgendeinem dunklen Winkel ihrer Seele tauchten Befürchtungen auf, abergläubische Schreckbilder, sie werde nach rückwärts ausgleiten, die Beine in die Luft werfen, die Bestimmung verlieren und unter dem Gelächter des ganzen Saales von der Bühne weggetragen werden.

Sie hatte das Fenster des kleinen Ankleideraumes geöffnet und ließ den sommerlichen Hauch des Abends, das Rauschen von Barcelonas Boulevards hereintragen.

Sie fühlte es, fühlte es ganz deutlich: Heute, wo der große Pianist Liszt gekommen war, sie zu sehen, würde irgend etwas Feinliches geschehen, heute war zu fürchten, daß ihr der Zufall, der auf der Bühne so tödlich sein konnte, seine ganze Bosheit weisen würde.

Als das Zeichen zum Auftritt gegeben wurde, stürmte sie auf die Bühne und warf sich dort, wie sie es bei den Proben einstudiert hatte, auf das Ruhebett, das ihrer bereits harrte.

Raum hatte sie sich ausgestreckt, kam ein blendendes Blinken in ihre Augen.

Der Vorhang rauschte empor, Helle umleuchtete sie und zwischen den halbgeschlossenen Lidern hervor blinzeln sah sie die Rampen, in denen tausend Lichter flammten.

Jenseits aber dehnte sich ein weiter, dunkler Raum, gähnte eine schwarze Nacht, aus der unzählige Augen auf sie schauten.

Da wich alle Schwäche von ihr und sie spürte, wie ihr Herz das Blut in ruhigen und starken Schlägen durch die Adern trieb.

Als sie aufstand, geschah etwas Wunderbares. Eine wohlige Wärme durchströmte sie, jeder Muskel stand ihr zu Gebote, jedes Glied gehorchte ihr willig.

Mit Zauberkraft hob sie sich auf die Fußspitzen und schwebte in leichten, kleinen Schritten nach vorne, und als sie dann mit einer Pirouette auf ihren Tanz überging, rauschte Bewunderung, Anerkennung und das freudige und unmittelbare Liebgewinnen zur Bühne empor.

Auf dem Wege zur Garderobe umdrängte sie ein dichter Knäuel von Menschen, die Glück wünschen wollten.

Plötzlich umraunte sie ein wunderliches Murren. Die Leute, die einen Halbkreis um die Tänzerin bildeten, traten zur Seite. Ein hochgewachsener schlanker Herr in dunkler Kleidung kam auf sie zu.

„Mein schönes Kind, ich bin Franz Liszt“, sagte er. „Ich muß Sie umarmen, muß den Weihetusch unserer Kunst auf Ihre Stirne drücken!“

Mit inniger Nührung betrachtete Lola Montez die hohe Gestalt: Sie hatte von einem Hohepriester der Musik den Segen erhalten, war in eine heilige Gemeinschaft aufgenommen worden, nun konnte ihr nichts mehr geschehen.

„Es hat mich gefreut, mein Kind, heute feststellen zu können, daß Sie wunderbar tanzen, Ihre Fußspitzen scheinen, so lange Sie auf der Bühne sind, keine Ermüdung zu kennen, sie verlieren nichts von der weichen Grazie, die Sie kennzeichnet. — Ja, mein schönes Kind, wir müssen Freunde werden!“

Von dieser Stunde an waren Liszt und Lola Montez monatelang unzertrennlich.

In Paris wohnte die Tänzerin dem Konzert bei, das zu Ehren des Meisters gegeben wurde.

Hunderte von Kerzen brannten im Saal und verbreiteten Tageshelle.

Von der Decke, von den Wänden, von Lüstern und Kandelabern hingen Girlanden von frischen Rosen herab. Große, kleine, rote, weiße — es war ein feenhafter Anblick. Durch den ganzen Raum schwebte der holdste Blumenduft und füllte die Seelen mit Sehnsucht.

Vorne am Podium stand er, der Begnadete, den man als Kind tot gesagt hatte und für den das Sarglein schon zu rechtgehimert war — er war plötzlich zum Leben zurückgekehrt, denn das Schicksal hatte ihn zum Auserwählten bestimmt.

Und nun durchlebte er das schmerzbedrängte Leben des Genies, warf die Glut seines reinen Herzens in fremde Herzen — zu ihrer Befreiung. Die Erschütterung seines Inneren löste sich in ergreifenden Liedern und eine blühende, warme Melodie durchströmte den ganzen Saal und war von berückender Reizkraft.

Nach dem Festbankett gab Franz Liszt seiner Begleiterin

den Arm und führte sie in den schönen, stillen Wintergarten, der sich an den Speisesaal anschloß.

„Warum bewunderst Du mich, mein Kind? Was Du selbst zu geben hast, ist vollendete Kunst. Du bist aus einem Guß. Bei Dir ist kein Glied des Körpers zum Nachteil eines anderen schön, keines löst das Auge mehr auf sich als das andere. Du bist die reinste Harmonie. — Ich weiß, Deine Seele ist dunkel, sie ist zerrissen, Du bist immer im Widerstreit mit Deiner Sehnsucht und mit dem, was das Glück Dir bietet.“

Erschüttert fühlte die Tänzerin, daß sie einen Seher vor sich hatte, einen Ründiger des Herzens. Es drängte sie, Franz Liszt die Hände zu küssen.

Mit einer tiefen Herzenswunde war der Meister von Lola Montez gegangen und der Gram über die innere Haltlosigkeit des süßen Geschöpfes brannte lange in seiner Brust.

Nun war er in Rom. Weimar lag hinter ihm, wo er des tiefen Glückes in der Seelengemeinschaft mit Karoline Wittgenstein teilhaftig geworden, wo er seine größten Werke geschaffen, den Jünglingstraum zur Wahrheit gemacht, diese ganze Zeit voll Liebesglück und Schaffenswonne, Arbeit und Mühe war vorbei.

Neue Hoffnung erfüllte sein Herz: an seinem 50. Geburtstage sollte nach langen Jahren vergeblichen Hartens die Vereinigung mit der Fürstin Wittgenstein Wahrheit werden.

Die Fürstin hatte bei Papst Pius IX. ihr Recht zur Vermählung durchgesetzt. Da gelang es wenige Stunden vor der Trauung den Verwandten der Fürstin, eine nochmalige Unterbrechung der Akten durchzusetzen und die Trauung wurde verboten.

Das brach den Willen der Fürstin, sie zog sich in die Einsamkeit zurück, und als drei Jahre später der Fürst starb, hatte sie längst für immer verzichtet.

Franz Liszt stand wieder einsam in der Welt.

Er war keine Flamme und kein Schwert, alles Tiefe, den Arme des Lebens Angehörnde, alle Abgründe, die schmerzliche Schönheit aufwühlender Leidenschaft lagen außerhalb seiner mondklaren, trübsalvollen und vornehm geformten Natur.

Mit der ganzen Kraft seiner Seele rang er um Ruhe und Frieden, alte Kinderwünsche wurden in ihm wach und er empfing die niederen Weihen.

Aber noch hatte er viele Kämpfe zu überwinden. Es gibt Menschen, die im Himmelreich geboren werden; das Leiden, das ihnen die Welt beschert, vermag nicht in die Tiefen ihrer Seele zu dringen, dort läuten allimmer Feiertagsglöden.

Zu diesen Gottesliebenden zählte Liszt nicht. Er mußte um Gott ringen, schmerzvoller als Beethoven, dem Leben Kampf bedeutete, der am Ende seines Lebens die Erde und das Dasein zu einem einzigen Etwas zusammengeschrumpft unter sich liegen sah.

In diesen Tagen qualender Einsamkeit empfing der Meister unerwartet den Besuch seiner Jugendgeliebten.

Noch immer sah Lola Montez bezaubernd aus. Ihre Beine, blank wie Marmor, schienen durch das Reh des Seidenstrumpfes, und die niedrigsten Füßchen der Welt lauerten nur auf das Zeichen der Musik, um mit dem Tanz zu beginnen.

Ganze Büschel von Rhythmen rauschten aus den schlanken Fingern empor.

Und wie die Schöne sich wand, wie sie sich bog, welch ein Leben, welch ein Feuer!

Die Frau brach in Tränen aus und sagte des Meisters Hand:

„Kannst Du Dich noch erinnern, Franz, wie wir voneinander Abschied nahmen? Ich reiste nach Petersburg, um mein Gastspiel zu erledigen. Als ich in den Wagen steigen wollte, hieltst Du meine Hand wehmütig in der Deinen und seufztest: Kind, wie werde ich ohne Dich leben können!“

„Durch die Hoffnung auf mich“, gab ich zur Antwort, und heute bin ich hier, bei Dir!“

Eine Weile sah Liszt der Frau sinnend in die Augen, dann sprach er:

„Ich muß jetzt ganz offen sein, mein Kind, denn die Stunde fordert es von mir: Du bist für mich das Schönste, das Vollkommenste, das ich erlebt habe. Aber Du bist auch eine Künstlerin, und wärest Du mein Schicksal geworden, dann wäre ich an Dir zugrundegegangen. Die Kunst verlangt den ganzen Menschen und man darf zwei Wesen nicht aneinander schmieden, ohne ihre Qualen ins Unerträgliche zu steigern. Wer in der Kunst das Äußerste leisten will, muß einsam sein, muß sich vorerst selbst zum Kunstwerk gemacht haben.“

Ich habe die Einsamkeit überwunden, ein inniges Gottgefühl füllt mein inneres Leben aus, gibt mir Ruhe und Frieden. — Reichen wir uns zum Abschied die Hand. Liebe,

mein Kind, das ist die große wilde Gottheit, die das Lebendige zerstört, die Ruhe hinmordet! ... Und nun leb' wohl!"

Sie blickten einander tief in die Augen, denn sie fühlten, es beide: zwischen ihnen was alles zu Ende, gab es kein Wiedersehen mehr. Sie nahmen Abschied fürs Leben.

Nicht lange später war Viji heimgegangen und lag da bleich wie Wachs, mit geschlossenen Augen, einer glatten hohen Stirne, den silbernen Haaren und einem blassen Mund, fast durchsichtig, wie durchleuchtet von einer innerlichen Flamme.

War das der Untergang des Lebens? War das der geheimnisvolle und so beängstigende rätselhafte Tod, die ewige Untiefe, in die wir alle sinken müssen?

Lächeln lag um seinen Mund. Ein wunderbares Lächeln, als empfände er stilles Glück, daß der Weg zurückgelegt war zum fliegenden Licht, das am Ende stand.

Das literarische Portrait.

Die jüngste Berliner Kaffeehaus-Attraktion.

Von Hans Tausig.

Für den Durchschnitts-Berliner, der aus Wien die lebenswürdige Gepflogenheit übernommen hat, den größten Teil seiner Geschäfte teils aus Bequemlichkeit, teils aus naheliegenderen, pekuniären Gründen im Kaffeehaus zu erledigen, gibt es eigentlich keine Sensationen mehr. Wenigstens nicht, soweit sie die Ereignisse in Kaffeehäusern anbetrifft. Ihm sind weder die berühmten Schnorrer, die Tips brauchbarer und unbrauchbarer Art zu vergeben haben, noch die geheimnisvoll und stets zu Rudeltätigkeiten aufgelegten Schleichhändler äquivoken Genres unbekannt; ihm imponieren keine verlockenden Spezialangebote, lediglich per Zufall greifbar, keine Schieber in Klavieren oder Textilien. Auch alle Wahrlager, Handliniendeuter und Kartenleger, die sich der großen Konjunktur halber mit besonderer Vorliebe in Kaffeehäusern aufzuhalten pflegen, sind ihm nicht mehr ganz neu. Schnellmaler, Pastellkünstler und Zeichner, die ihr dankbares Publikum erfahrungsgemäß am Kaffeehaustisch finden, zählen schon längst nicht mehr zu den Attraktionen. Man hat sich umgestellt. Verständlich, daß diese Charakterausleute eine Konkurrenz erhalten haben, die sich — wenigstens in den westlicheren Lokalen Berlins — besonders schnell einbürgern dürfte: den literarischen Portraittisten.

Wer das ist? Wie das gemacht wird? Passen Sie auf:

Man sitzt — nichtsahnend und für gewöhnlich gelangweilt — in irgend einem Kaffeehaus des Berliner Westens. Aus der am Tische vorbeischießenden Menge schält sich ein untergeht, schmaler Herr, der die Tische der nächsten Umgebung auffällig mustert. Man konstatiert: Typ Intellektueller. Vielleicht macht das auch nur die in den Vordergrund geschobene Hornbrille.

Der „Intellektuelle“ fragt, ob ein Platz am Tische frei wäre. Da er sich wohlweislich nur Tische aussucht, an dem irgend jemand allein sitzt, kann er schon aus der Antwort des gewählten Opfers und nach Art des Tons der Fragestellung die Auffassungsgabe, die wesentlichen Charakterzüge und die Lebensart des in Aussicht genommenen Modells auskundschaften.

Schon nach wenigen Sekunden — viel Zeit hat natürlich auch diese Berufsklasse nicht — wird irgend ein Gespräch improvisiert. Je nach der Konzilianz des Tischnachbarn, der sich zwangsläufig aus dessen Reagenz auf scheinbar gleichgültige Fragen ergibt, weiß der „Intellektuelle“, was er wissen wollte. Und unbeirrt flüchtet er sogleich auf sein Ziel los.

Wurden Sie auch heute schon von soviel Malern und Zeichnern befehligt wie ich?

Diese, meist in mittelbäuerlich-lebenswürdiger Form gestellte Frage verfehlt ihre Wirkung nie. Man weicht meist aus, schüttelt halb neugierig, halb gleichgültig den Kopf, und verneint schließlich. Darauf hat der andere nur gewartet: „Ich habe Pech darin. Auf mich scheinen es diese Burken geradezu abgesehen zu haben. Wenn es wenigstens Künstler wären, diese Maler und Zeichner, die so hier in der Gegend beschäftigungslos herumvegetieren! Aber es sind doch meist Stümper!“

Vorsicht, der Junge schimpft! Man wird vorsichtiger und zurückhaltender — aber der Kerl ist schon da, wo er hin wollte: „Da ist mir doch die vorige Woche etwas wirklich Neues begegnet. Ein Mann, der literarische Portraits anfertigt!“

Sie fragen natürlich: „Was ist denn das?“ und legen damit schon in der Falle.

Davon haben Sie noch nicht gehört? Schauen Sie: Jemand setzt sich vor Sie hin, — jemand, der vielleicht hauptberuflich Journalist oder feilscher Bakteriologe ist — und versucht, aus ihrem Wesen, aus ihrer gegenwärtigen Stimmung, aus ihrer Erscheinung oder ihrer Umgangsart ein Profakrad, eine in erzählende oder unterhaltende Form gebrachte Charakteranalyse,

ein Gedicht oder einen Artikel — je nach Wunsch natürlich — zu machen!“

Sie wundern sich: „Was es alles gibt!“

„Ja, es ist toll. Ich kann das übrigens auch!“

„Übrigens“ ist etwas übertrieben. Er kann das vorläufig noch allein, Sie werden das schon merken. . . .

„Wäre es Ihnen nicht auch einmal ganz interessant, ein solches „literarisches Portrait“ von sich zu besitzen?“

Sie werden wahrscheinlich, überwältigt von soviel Frechheit und geschickter Vortarbeit Ihres merkwürdigen Gegenüber, nicht sofort „nein“ sagen können. Und der kürzeste Moment der Bögerung wird von Ihrem lebenswürdigen Tischnachbarn als Zeichen der Zustimmung zur Inangriffnahme des „Portraits“ aufgefaßt.

„Ich darf wohl annehmen, daß Ihnen mit einer Prosaschilderung Ihrer wesentlichen Eigenschaften und Lebensarten gedient ist. . . ? Oder lieben Sie poetische Form? Ich kann mit beidem dienen!“ Sie entscheiden sich, aberumpelt, für die Prosa.

Und dann lehnt sich Ihr Gegenüber in seinen Stuhl zurück. Und schaut Sie längere Zeit unverwandt an. Unterhält sich dabei noch recht unfänglich mit Ihnen: — aber Ihnen ist schon nicht mehr ganz wohl. Sie wünschen sich schon in den nächsten besten Straßenbahnzug, in irgendein Taxi, — möchten am liebsten den soeben in der Nähe vorbeischießenden Herrn Grün an den Tisch zitiieren — um sich im nächsten Augenblick darüber klar zu werden, daß Ihnen jetzt im Augenblick niemand unsympathischer wäre, als gerade Herr Grün. Denn Ihnen gegenüber sitzt Ihr Seelenarzt, Ihr privater Momentbiograph, Ihr Portraittist Ihres innersten Innenlebens. Und schon hat sich die spekulative Suggestion Ihres Gegenübers auf Sie übertragen. . . .

Der andere schreibt. Mit flinker Füllfeder auf einen dicken Notizblock, den er plötzlich und unversehens aus irgend einer der Taschen seines weiten Mantels hervorgezaubert hat. Ab und zu schaut er sie plötzlich an: das braucht er schon gar nicht mehr, er kennt Sie schon ganz gut. Aber das soll Sie reißlos zu dieser neuen Art von Portraittunst überzeugen. . . .

Es dauert etwa 10 Minuten. Dann ist die Sitzung schon beendet. Und mit etwa den gleichen Gefühlen, mit denen Sie eine Schnellskizze aus der Hand eines Zeichners empfangen, halten Sie nun das Blatt in der Hand, das in etwa 50 bis 60 Zeilen Ihre Wesensart und Ihre ganze komplizierte Natur in gefälliger, kompakter Artikelform enthalten soll. Sie lesen noch nicht, denn Ihr Gegenüber schaut Sie zu erwartungsvoll an. Und sagt dann halbblau:

„Ich mache das ja nur nebenberuflich. Sie wissen, daß sich alles erst durchsehen muß. Die Nr. 10. — hat ja nicht jeder gleich bei der Hand, der sich wirklich für eine solche Portraittizze modernster Art interessiert!“

Nun wissen Sie schon, worum es sich hier dreht. Und bräuen dem lebenswürdigen Mann verstocken ein Fäufmarkstück in die Hand, von einem bedauernden Lächeln begleitet. . . .

Der Herr dankt und empfiehlt sich. Schneller als er kam. Und Sie, der Sie Ihre angeborene Reugierde doch nicht länger zähmen können, lesen: ein nicht ungeschicktes, unausgesprochenes Interview. Viel steht da, was Sie nicht ohne weiteres anerkennen wollen; viel dagegen, was Ihrer Anschauung durchaus entspricht. Kunststüd: der Mann hat ja lange genug mit Ihnen geplaudert. Schon fallen Ihnen einige Ihnen eigentümliche, spezifische Redewendungen auf, die Sie vorher mehr gedankenlos in Ihr Gespräch verstreuten — der gute Junge hat sie bedenkenlos und strupellos in sein „Portrait“ mit hinein „verarbeitet“.

Seien Sie ihm bitte nicht weiter böse! Er meint das nicht so! Es ist kein gewöhnlicher Schwindler! Es ist ein Kenner seiner Leute, ein gewiegter Roué im Umgang mit Snobs und Intellektuellen. Denn das ist sein Beruf. Zumindest ein ufliger.

Sie sind vielleicht wütend. Fünf Mark war Ihnen auch dieser Scherz nicht wert. Sie werden das geschriebene „Portrait“ fortwerfen wollen.

Tuen Sie das nicht! Sind Sie auch nicht richtig darauf getroffen, dann ist es ein anderer: der Geist unserer Zeit. Und der ist so treffend vielleicht selten fixiert worden. . . .

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

Die Schwiegermutter.

„Wo lebt denn Frau Kulide jetzt, nachdem sie ihre beiden Töchter nach Chemnitz und Nürnberg verheiratet hat?“

„Ja, das ist interessant, die beiden Schwiegerjöhne streiten sich ihretwegen. Der eine möchte sie gern nach Chemnitz haben und der andere will durchaus, daß sie in Nürnberg wohnt!“

„Mein Gott! Was für ideale Schwiegerjöhne!“

„Ja, aber der Schwiegerjohn in Chemnitz möchte sie in Nürnberg haben und umgekehrt!“ (Politikfen.)